

Johannes Irmscher (†)

Zur antiken Universalgeschichtskonzeption

Universalgeschichte konnte im Altertum nicht Weltgeschichte im modernen Sinne sein, sondern war bedingt und begrenzt durch das Ausmaß des dem Geschichtsschreiber zugänglichen geographischen Raumes. Der erste Versuch ist zweifelsohne mit Herodot (5. Jh. v. Chr.) verbunden, durch die wertende Unterscheidung von Griechen und Barbaren setzte er jedoch a priori eine Präponderanz des Griechentums. Dieser Präponderanz wurde mit der Bildung des Alexanderreiches und der auf seinem Territorium entstandenen Staaten der Boden entzogen.

Sie sollte die gesamte Ökumene, die „bewohnte“ Welt, umfassen, und es fehlte nicht an Autoren, die sich an der neuen Aufgabe versuchten. Ihre Werke sind jedoch lediglich in Fragmenten erhalten und darum ihre Konzeptionen nur eingeschränkt faßbar. Bei anderen wie Ephoros von Kyme (2. Jh. v. Chr.) schlug indessen die hellenozentrische Sicht noch durch, was angesichts der gewichtigen Tradition nicht zu verwundern ist. Erst Polybios von Megalopolis (2. Jh. v. Chr.) vermochte die Verflechtung des gleichzeitigen historischen Geschehens in Griechenland und Asien, in Italien und Afrika zu erkennen und darzustellen. Es war sein Bestreben, nachdem er die vorangegangenen Ereignisse in einer Art Skizze behandelt hatte, von der 140. Olympiade (220–217) an die gegenseitige Durchdringung der verschiedenen historischen Schauplätze gewissermaßen organisch zu erfassen. Das Objekt seiner Geschichtsschreibung sind die Geschehnisse in der ganzen bewohnten Welt, die in ihrem in ihrer Verflochtenheit, begriffen werden. Der Vorzug dieser Form einer umfassenden Historiographie gegenüber der monographischen bestehe darin, daß sie weniger Gefahr laufe, das Augenmaß zu verlieren, Wichtiges und Unwichtiges nicht mehr zu unterscheiden.

Seine Art, Geschichte zu schreiben, bezeichnet Polybios als spröde Tatsachengeschichte für ernste Leser. Das Telos der Historie erblickte er in der römischen Weltherrschaft.

Ein ganz anderes Telos der Historie findet sich am Ausgang der Antike in der Geschichtskonzeption, die Aurelius Augustinus (354–430) in

seiner Schrift vom Gottesstaat, „De civitate Dei“, entwarf. Das Werk war, obgleich in der einschlägigen Literatur nahezu regelmäßig unter dem Begriff Universalgeschichte subsumiert, in Wirklichkeit ein theologisches Konstrukt, das sich für seine religionsphilosophische Spekulation der historischen Exemplifikation bedient. Augustins Gedankenkomplex erwuchs aus dem zu seiner Zeit gängigen Vorwurf, das Christentum trage die Schuld am Niedergang des Römischen Reiches; angesichts der Einnahme Roms durch den Westgotenkönig Alarich im Jahre 410 schien dieser Vorwurf ausreichend begründet. Augustins Schrift, 22 Bücher umfassend, trug infolgedessen zuvörderst apologetischen Charakter. Der Verfasser rückte jedoch die vordem nicht selten platt rationale Apologetik in den mit geschichtsphilosophischen Kategorien behandelten welthistorischen Zusammenhang. Der Widerstreit des guten und bösen Prinzips verkörpert sich für den Autor in dem Kampfe der irdischen Civitas terrena mit der metaphysischen Civitas dei. Das irdische Reich sei mit dem Sündenfall in die Welt getreten und den irdischen Bedürfnissen, das Gottesreich hingegen ist das Reich der Sündlosigkeit, das am Ende der Tage den Sieg davontragen wird. Die Weltgeschichte kennzeichnet der Kampf zwischen Glauben und Unglauben, ihr Telos aber ist der Sieg des Glaubens.

Die „spröde Tatsachengeschichte“ des Polybios war zur Metaphysik geworden.